

PETER TRUMMER

Den Herzschlag Jesu erspüren

Seinen Glauben leben



HERDER

Peter Trummer

Den Herzschlag Jesu erspüren

Peter Trummer

Den Herzschlag Jesu erspüren

Seinen Glauben leben

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Agapemahl, frühchristl. Wandmalerei, erste
Hälfte 3. Jh., Priscillakatakombe, Rom; akg-images

E-Book-Konvertierung: Barbara Herrmann, Freiburg

ISBN Print 978-3-451-39020-3

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83020-4

Dem unbekanntem Gott

Inhalt

Vorwort	9
Zu den verwendeten Bibelübersetzungen	12
1 Wie heute noch von Gott reden?	13
2 Wer war Jesus?	22
3 Was heißt katholisch?	30
4 Zu Betlehem geboren	38
5 Taufe Jesu	50
6 Seligpreisungen	57
7 Vater unser	64
8 Unser tägliches Brot	71
9 Betet unablässig (1 Thess 5,17)	77
10 Bergpredigt	84
11 Vergebung – vergeblich?	99
12 Hat Jesus geliebt?	110
13 Heile Frauen?	122
14 Lazarus, hierher, heraus! (Joh 11,43)	129
15 Evolution	134
16 Hochzeit zu Kana	142

17	Dem unbekanntem Gott (Apg 17,23)	151
18	Heiliger Judas	156
19	Jesus wollte das Kreuz	164
20	Sein Blut auf uns! (Mt 27,25)	172
21	»Legion« (Mk 5,9)	180
22	Brotvermehrung?	189
23	Was heißt Eucharistie feiern?	196
24	Wo zwei oder drei ... (Mt 18,20)	200
25	Fürchte dich nicht weiter! (Mk 5,36)	207
26	Erfüllte Zeit	213
27	Gleichheit	223
28	Freiheit	229
29	Pfingstliches Sprachenwunder?	236
30	Kirchliches Amt	241
31	Apokalyptisch – eine Katastrophe?!	247
32	Was heißt Versöhnung?	258
	Nachweis der Erstveröffentlichung	265
	Bibelstellenverzeichnis	266

Vorwort

Die Kirchen sind mehr oder weniger in der Krise, das Jesusanische ist es nicht. Denn die Kirchenkrise ist eine solche des Amtes, der Institutionen und nicht mehr überzeugender Botschaften. Jesus aber sprach vom Gott aller Menschen, und der lässt sich nicht einfach konfessionell-institutionell vereinnahmen. Mehr denn je hört eine bunter und hoffentlich freier werdende Gesellschaft bei unseren Glaubensgesprächen mit und fragt, was das für sie wohl bedeuten könnte. So gesehen ist Religion nie nur Privatsache, unterliegt nicht nur dem Monopol und der Sprachhoheit der sie beanspruchenden Gruppen, sondern ist von allgemeinem Interesse, gerade was ihre gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen betrifft.

Tatsache jedoch ist, dass viele christliche Auskünfte und Riten auch für Noch-Kirchen-Mitglieder unverständlich geworden sind. Sie bieten wenig Anreiz, ihnen innerlich zuzustimmen bzw. äußerlich noch beizuwohnen. Wie sollen sie erst Außenstehende und Andersdenkende erreichen oder gar berühren? Doch unser Leben ist zu

kurz, um darauf zu warten, bis die Institutionen sich vielleicht doch bewegen. Wir kommen nicht umhin, selbst mehr Verantwortung auch im Spirituellen zu übernehmen, wieder mehr jesuanisch feiern zu lernen, sowohl zusammen mit unseren Ortskirchen als auch souverän im familiären Rahmen, der für das frühe Christentum den einzigen Entfaltungsraum darstellte.

Für solch (in)formelle »Versammlungen« (was *ekklesiá* als Kirche ursprünglich meint) möchten die vorliegenden Essays den Tisch des Wortes abwechslungsreich und nahrhaft decken und dazu einladen, den jesuanischen Herzschlag neu zu erspüren und gemeinsam nach Formen zu suchen, die einer *lebendigen, logischen* und leibhaften *Ehrerbietung* vor dem Numinosen (vgl. Röm 12,1) entsprechen. Die Fünf-Minuten-Kapitel reinigen einige biblische Perlen vom Staub der Jahrhunderte und von verkrusteten Einfassungen. Obwohl möglichst systematisch angeordnet, können sie je nach Lust und Bedarf auch kreuz und quer betrachtet werden. Einige Motive klingen somit mehrmals (mit Querverweis), jedoch immer in Variationen an.

Trotz aller inneren und äußeren Schwierigkeiten, die uns gerade in diesen Tagen bedrängen: Der Kairos ist da. Lasst uns umdenken und dankbar im Namen Jesu das Brot brechen und miteinander essen, über alle konfessionellen und sonstigen Grenzen hinweg! Denn das ist das Wesentlichste am Christentum und bringt uns seinen, nein den Gott aller Menschen leibhaft nahe wie sonst nichts auf der Welt. Nur von solchen Gottesdiens-

ten werden sich Menschen auch in Zukunft noch ein Stück abschneiden, um ihren Hunger nach Leben zu stillen.

Graz, 13. April 2021

Peter Trummer

Zu den verwendeten Bibelübersetzungen

In den folgenden 32 Kapiteln gebe ich in *kursiver Schrift* die biblischen Texte in meiner eigenen Übersetzung wieder. In Anführungszeichen zitiere ich andere Übersetzungen, vor allem zwei: (1) die katholische Bibelübersetzung (= die sogenannte Einheitsübersetzung, immer abgekürzt EÜ) in ihrer revidierten, aktuellen Fassung (Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, vollständige durchgesehene und überarbeitete Ausgabe, 2016) sowie in ihrer ursprünglichen (ersten) Fassung (1980); (2) die evangelische Lutherbibel, aktuell in der revidierten Fassung von 2017.

1

Wie heute noch von Gott reden?

Keine Religion kann in einer modernen Gesellschaft den Anspruch erheben, die einzig wahre zu sein, wie es die katholische Kirche in meiner Kindheit und Jugend in Österreich noch flächendeckend und selbstbewusst getan hat. Es war die Zeit, in der nach der (un)heiligen Allianz zuerst mit der Monarchie, dann mit dem Ständestaat und schließlich dem Nazifaschismus die Demokratie erst mühsam eingeübt werden musste, während das Verhältnis von Kirche und Staat weiterhin durch die schon zuvor abgeschlossenen autoritären Konkordate mit dem Vatikanstaat geregelt wird.

Niemand sollte heute noch im Namen Gottes sprechen, denn das riecht zu sehr nach Machtmissbrauch. Doch ein solcher wurde lange praktiziert, wenn Menschen im Namen Gottes und mit dem Segen der Kirche in den Krieg geschickt und zu Handlungen angehalten wurden, die niemals im Sinne des Schöpfers sein konnten.

Zudem gilt heute mehr denn je: Wer nur eine Religion kennt, kennt keine, während noch vor 60 Jahren eine

nichtkatholische Gottesdienstgemeinschaft als so schweres Vergehen galt, dass schon eine einzige Teilnahme am evangelischen Abendmahl genügte, um den angestrebten Priesterberuf durch den Bischof in Frage zu stellen, obwohl schon damals in der Bibelauslegung konfessionelle Unterschiede kaum noch eine Rolle spielten. Dennoch besteht zwischen den christlichen Konfessionen nach wie vor Zerrissenheit bzw. von den Orthodoxen und Katholiken her offene Zurückweisung am Tisch des Herrn, was erschreckend zeigt, dass sie, um mit Paulus zu sprechen, *nicht richtig hin zur Wahrheit des Evangeliums gehen* (Gal 2,14).

Die moderne Gesellschaft anerkennt keine weltanschaulichen Monopole mehr. Sie ist bunter geworden, politisch, ethnisch, religiös. Das sollte nicht beunruhigen, sondern eine Herausforderung und Chance sein, auch unsere Rede über Gott wahrhaftiger und kommunikativer zu gestalten. Es gibt viele Weisen, über das Unaussprechliche, Transzendente, Ewige oder wie immer zu reden bzw. zu stammeln, nicht nur die, welche der jeweiligen Herrschaft genehm ist (bzw. war) und seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) unsere konfessionellen Landschaften bis heute prägt. Doch war einer redlichen Theologie seit jeher bewusst, dass jede Rede über Gott immer mehr falsch als richtig ist.

Daraus ergibt sich als Konsequenz, dass ein Satz wie: »Es gibt keinen Gott!« sinnvoller sein kann als der erhobene Zeigefinger: »Gott ist ein gerechter Richter, der das Gute belohnt und das Böse bestraft«, wie es der Schulkatechismus seinerzeit einbläute. Es gibt nicht umsonst

eine starke Tradition der »negativen Theologie«, die von Gott nur sagen möchte, was er bestimmt *nicht* ist. Ähnliche Vorbehalte gelten freilich auch für die viel strapazierte Vater-Anrede, die an seiner Mütterlichkeit nicht vorbeisehen darf und mit patriarchaler Selbstgefälligkeit und sexistischen Machtansprüchen nichts zu tun hat: *Ihr alle aber seid Geschwister ... denn einer ist euer Vater, der himmlische* (Mt 23,8f). Und überhaupt: Was sollen all unsere Bildvergleiche als Aussagen über Gott als reines Geistwesen? Ist das nicht insgesamt schon von vornherein verfehlt?

Dennoch ist eine affirmative, positive Rede von Gott nicht völlig aussichtslos, nicht ohne jede Grundlage und Sinn. Denn wir müssen uns auch einigermaßen darüber verständigen, wenn wir nicht nur betroffen und schweigend an den Übergängen des Lebens nebeneinander stehen wollen. Wir sind neben aller bewundernswerten Biologie und Psychologie höchst rätselvolle Geistwesen, die ohne Sinn nicht leben können, sind in die Evolution des Lebens eingebunden, alle ohne Unterschied Gebilde desselben Schöpfers, tragen etwas von seinem Schöpfergeist in uns, und sind nach der poetischen Sprache der Bibel sogar so etwas wie *Bild Gottes* (Gen 1,26f), was jedoch nur unter der Voraussetzung gesagt werden kann, dass die Religion bildlos ist und bleibt. (Die Ähnlichkeit dürfte vor allem mit der Beziehungsfähigkeit zu tun haben, und eine solche lässt sich nur sehr schwer darstellen.)

Ebenso wenig kann ein *Wort Gottes* direkt als Schallwelle aus dem Himmel an unser Ohr dringen, sondern

es muss als *Menschenwort* mitunter recht mühsam und schmerzlich geboren werden, und das ist auch völlig ausreichend. Es kann nicht alles Weizen sein, es gibt genug Spreu, auch in der Bibel. Doch es genügt, dass wir ein Gewissen bzw. einen göttlichen Funken in uns tragen (Sokrates sprach dabei vom *daimónion*), um Göttliches zu erahnen und so im Universum einen Leitstern auszumachen, nach dem wir uns auf unserem kurzen Weg durch Raum und Zeit ausrichten können. Aber wir dürfen unsere An- und Einsichten nicht anderen aufdrängen, denn wir alle können nie mehr erfassen als unsere jeweiligen kulturellen und persönlichen Bedingungen es derzeit zulassen.

Die Buchreligionen halten ihre Bücher und Traditionen heilig. Und das ist gut so. Doch zu ihrem Verstehen ist eine sorgsame Unterscheidung der Geister nötig, sowohl hüben als auch drüben, sonst ist ein Über-Setzen von einem Ufer zum anderen über die Zeiten und Kulturen hinweg nicht möglich. Denn was vor bald 2000 oder bisweilen fast schon 3000 Jahren niedergeschrieben wurde, ist heute nicht unbedingt in der gleichen Weise verstehbar wie damals und kann manchmal sogar zum Gegenteil des ursprünglich Gemeinten mutieren.

Die alten Orientalen und Semiten beschreiben, selbst wenn sie Griechisch sprechen, die Welt nun einmal völlig anders als wir Menschen von heute, die versucht sind, die Bibel wie einen banalen Tagestext zu lesen. Doch wollten wir ihre tief sinnige Bildsprache vordergründig real nehmen, kann das nur zu erheblichen Missverständ-

nissen führen (s. 22 und 31). Doch im lateinischen Westen war über ein Jahrtausend lang niemand mehr des Hebräischen oder Griechischen kundig wie noch Hieronymus, der um die Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert in Betlehem die lateinische Bibel (*Vulgata*) erarbeitete, mit einer Kompetenz, die späteren Auslegern fehlte.

Auch unser persönlicher Horizont bestimmt vieles im religiösen Diskurs mit und gibt mitunter verhängnisvolle Zirkelschlüsse vor. Die gängigen Fragen: Wieso das Leid? Warum wurde Gott Mensch? usw. sind oft schon deswegen zum Scheitern verurteilt, weil sie nur die eigenen Denkmuster hochrechnen, womit sich auch die unvermeidlichen Fehlpeilungen unendlich ausweiten, und dann verklagen wir Gott wie Kinder ihre Eltern, dass sie nicht alles bestens gemacht haben – was Beziehungen jedoch kaum verbessert, auch nicht eine Gottesbeziehung. Es kann nur tragisch enden, wenn die Deutung des Kreuzes Jesu menschliche Schuld gegen göttliche Gerechtigkeit und Strafe aufzurechnen sucht und dabei nicht nur das Gottesbild vergiftet, sondern auch die »schwarze Pädagogik«, Todesstrafe und den soldatischen Heldentod rechtfertigt. Dann ist es wirklich besser, an einen solchen Gott nicht zu glauben.

Es kann religiös gesehen nie fertige, ewig gültige Antworten geben. Und wir können uns glücklich schätzen, dass Jesus selbst nichts aufgeschrieben hat. Nur an einer Stelle ist im Evangelium von seinem Schreiben die Rede: *er bückte sich und schrieb (mit dem Finger) in die Erde (nieder)* (Joh 8,6.8, Jesus und die Ehebrecherin), was über die

vordergründige Interaktion hinaus ein sinniges Bild für seine Botschaft insgesamt darstellt. Sie ist nie in Stein gemeißelt, sondern zwischen den Zeilen zu suchen, wo auch unser Geist einschwingen und die toten Sprachen und ihre Literatur zu neuem Leben erwecken kann. (Doch auch eine plötzlich aufblitzende Erkenntnis spült der nächste Regen vielleicht schon wieder in den Sand.)

Aus historischer Sicht hatte Jesus gewiss keine so umfangreiche Bibel wie wir heute zur Verfügung (von dem, was üblicherweise Altes oder besser Erstes Testament genannt wird, ist die Rede). Doch sein Gottesverhältnis hat er nicht nur aus ein paar heiligen Schriftrollen erlernt, sondern, durch viel Elternliebe unterstützt, Gott vor allem in sich und in der Natur gefunden. Nicht dass er ihn in der Kindersprache aramäisch *Ábba* nannte, ist das Besondere daran, sondern die Konsequenzen, die Jesus daraus zieht. Sein Gottesbild hat nichts von der Schwere und Askese, die der Frömmigkeit so oft eigen ist (auch dem Bibelübersetzer Hieronymus), sondern er verspricht:

ihr werdet für eure Leben/Seelen Ausruhen finden, denn mein Joch ist freundlich/brauchbar und meine Last leichtfüßig. (Mt 11,29f)

In der Sprache heutiger Psychologie: Jesus hat den manipulierenden Über-Ich-Gott entthront und mit dem himmlischen Vater in der Tiefe seines Herzens kommuniziert. Er hat aus seiner Gotteserfahrung heraus gelebt und sie

durch sein ganzes Menschsein weiterzugeben gesucht. Was sich nach dem Johannesevangelium so anhört:

Gott hat niemand jemals gesehen ... der einziggeborene Gott, der Seiende hin zur Brust des Vaters, jener hat ausgelegt. (Joh 1,18)

Gemeint ist wohl: Jesus hat sich seinen Gott »zu Herzen« genommen, und ihn auch für uns, jedoch in der Sprache seiner Zeit ausgelegt (da ist doch tatsächlich von ›*Exegese*‹ die Rede). Denn was das alles bedeutet, dürfen wir selbst herausfinden. Seine Botschaft wahrt unsere Würde und Eigenständigkeit bzw. führt direkt darauf zu.

Der einzige Wahrheitserweis, den eine religiöse Aussage, auch eine jesuanische, erbringen kann: Sie zeigt sich allein in den Konsequenzen, die sie für das Leben hat, und nicht nur für das eigene. Denn wenn eine religiöse Aussage nicht für alle Menschen etwas Positives erbringt, egal ob sie daran glauben können oder nicht, kann es jedenfalls keine einigermaßen stimmige Aussage über den einen und denselben Gott aller Menschen sein. Und wenn sie nicht auch etwas grundlegend Heilendes, Heilsames an sich hat, wie es das Neue Testament von Jesus zu vermitteln sucht, liegt sie sichtlich ebenso daneben.

Es stehen also nicht nur die Texte und das Glaubensbekenntnis, sondern auch wir selbst auf dem Prüfstand, und wir werden, wenn wir uns wirklich auf die letzten Fragen des Daseins einlassen, auch mit viel Dunklem

und Unbewusstem in uns selbst konfrontiert. Die biblische Antike und das christliche Mittelalter konnten Beziehungen kaum anders denken als in Unter- und Überordnung, in Befehl und Gehorsam, und bis in die Gegenwart hinein spielen Schuldfragen in Konflikten eine zentrale Rolle, obwohl sie zu deren Bewältigung meist nur wenig hilfreich sind. Hier zeigt sich auch der wundeste Punkt im heutigen Christentum: Eine Gottesbeziehung, die immer nur mit Schuld und Vergebung beschäftigt ist, kann nicht als erfüllend und sinngebend erlebt und gelebt werden (s. 11).

Statt ständig um unlösbare Schuldfragen zu kreisen sollten wir uns mit der Einsicht bescheiden, dass *wir* nicht *leben* könnten, wenn es keinen Tod gäbe und vor allem, dass wir gar nicht *lieben* könnten, wenn wir nicht auch *leidensfähig* wären. Wir sagen ja nicht umsonst: »Ich kann dich leiden« und nehmen zu Liebe, Lust und Leidenschaft hinzu auch einiges an schmerzlicher Toleranz und Leid mit in Kauf. Auch die Sache mit Jesus ergibt letztlich nur dann einen Sinn, wenn wir uns damit begreiflich machen können, dass sein Leben und sein Tod auch Gott berühren müssen, wenn er ihn liebt. Und wenn wir Gott solche Emotionen zutrauen, dann können sie keine Ausnahme sein, sondern dann gehören sie zu seinem Wesen, gelten der gesamten Schöpfung, und nicht nur wenigen Auserwählten.

Religiöse Aussagen beziehen also immer alle Menschen ungefragt mit ein. Diese dürfen jedoch durch unsere Selbstzuschreibungen keinesfalls diskriminiert oder

gar zur *mássa damnáta* erklärt werden, wie es die Kirche viel zu lange mit ihrer Behauptung tat, dass es außerhalb von ihr kein Heil gäbe. Wahre Religion hat immer und ausnahmslos die Allgemeinen Menschenrechte, die Integrität und Selbstbestimmung, die Würde und das Gewissen jedes und jeder einzelnen im Blick zu behalten. Ein Urteil über die Andersdenkenden, Andersgläubigen steht ihr nicht zu. Sie kann die eigene spirituelle Kompetenz auch nicht an andere abtreten oder delegieren. Denn wir alle werden spätestens im Tod einer Begegnung *von Angesicht zu Angesicht* (1 Kor 13,12) gewürdigt und können deswegen auch hier im Erdenleben nicht auf die Vermittlung einer heiligen »Priesterherrschaft« (Hierarchie) setzen, zumal ihr ohnehin die Ressourcen dafür ausgehen.

Doch geht es nicht nur darum, unzeitgemäße Kirchenstrukturen zu reformieren, sondern zu realisieren, dass keine Religionsgemeinschaft oder Konfession Gott für sich vereinnahmen kann. Denn der *eine* Gott *aller* Menschen ist nur zu ehren und zu verehren, indem wir niemanden mehr von seiner Liebe und unserer Solidarität ausschließen. Dazu hat uns jedenfalls Jesus nachdrücklich ermutigt.

2

Wer war Jesus?

Jesus war ein Mensch mit einer besonderen Gottesbeziehung, die sich in dem einen (aramäischen) Wort *ábba* (so etwas wie Papa) zusammenfassen lässt. Die Frage ist nur, ob er diese Nähe aufgrund besonderer Voraussetzungen schon »aus dem Himmel« mitbrachte oder sie zu unseren normalen menschlichen Bedingungen selbst erspüren lernte. Für sich behalten wollte er seine Erfahrungen jedenfalls nicht, sondern er hat uns im Vaterunser Anteil daran geben wollen (s. 7 und 8). Er gebrauchte ursprünglich nur die schlichte Anrede »Vater«, hat also auch beim Beten deutlich weniger Worte gemacht als die Tradition nach ihm, die ihre Erklärungen nahtlos in sein Gebet einfügte.

Jedoch ist das Gottesverhältnis Jesu nicht leicht zu beschreiben, denn es berührt einige Lehrsätze, die kaum noch hilfreich sind, weil sie unter ganz anderen weltanschaulichen und kulturellen Voraussetzungen entstanden sind. Jesus bekannte sich mit dem jüdischen Glaubensbekenntnis, dem *Schemá Jisraél* (Dtn 6,4f), zum

einen Gott, und dieses Bekenntnis muss mit allem, was später im Christentum über ihn gesagt werden möchte, kompatibel bleiben. Anderes konnten er und die neutestamentlichen Schriftsteller – sie waren ausnahmslos Judenchristen – nicht im Sinn gehabt haben.

Für sie waren semitische Ausdrücke wie *Menschensohn* oder *Gottessohn* völlig geläufig, alltäglich, nicht so abgehoben wie die christliche Theologie sie später definieren wollte. *Adám* z. B. ist dort kein Eigenname, sondern der Mensch an sich, die Menschheit, *Eva* ist *die Mutter aller Lebendigen* (Gen 3,20), ein *Menschensohn* (hebräisch: *ben-adám*) bezeichnet das männliche Individuum, eine *Frauentochter* (*bat-hanaschím*) eine konkrete Frau, ein ›*Sohn des Lichtes*‹ hat einen freundlichen Charakter, ein ›*Sternensohn*‹ (aramäisch: *bar-kóchba*) ist ein »Star« (und Führer des zweiten jüdischen Aufstands). Ein ›*Gottessohn*‹ schließlich hat eine besondere Verbindung zu Gott bzw. eine Beauftragung von ihm, wie sie auch im israelitischen Krönungsritual bildhaft zum Ausdruck kommt: *Mein Sohn bist du. Ich selber habe dich heute gezeugt* (Ps 2,7) bzw. *Ich habe dich aus dem Schoß gezeugt vor dem Morgenstern* (Ps 110,3; EÜ). Jesus hingegen stellt die *Gottessohn-* und *Gottestochterschaft* nicht erst für Könige oder Engel in Aussicht, sondern für das *Friedenmachen* oder die *Feindesliebe* (Mt 5,9.44f). – Fazit: Beziehungen können in diesem Sprachmilieu gar nicht anders ausgedrückt werden als mit Familienbegriffen.

Es sind ausdrucksstarke Bilder, die Nähe vermitteln wollen, aber nicht »verobjektiviert« werden können. Da-

ran kann auch das Große Glaubensbekenntnis nicht viel ändern, wenn es Jesus Christus als »gezeugt, nicht geschaffen« bekennen möchte. Doch die Kirchenlehre unter kaiserlicher Obhut wollte das Wesen der Dinge und die »Natur« von allem ergründen und versuchte, die Person und Persönlichkeit Jesu mit Hilfe der Zwei-Naturen-Lehre zu erklären. Danach kommen in der *einen* Person Jesu *zwei* Naturen zusammen, eine Menschennatur und eine Gottesnatur, und somit war Jesus ganz Gott und ganz Mensch. Doch sein Rätsel oder besser Mysterium war auf diese Art nicht wirklich zu lösen.

Fruchtlos war die Jahrhunderte anhaltende Diskussion um seine Gottesbeziehung dennoch nicht, denn sie führte, wenigstens theoretisch, zur Entdeckung des Begriffs der Person auf Augenhöhe, ganz konträr zum antiken Modell einer Über- und Unterordnung, von Freien bzw. Aristokraten und Untermenschen jeder Art. Erst aus diesen Überlegungen ergaben sich mit langer Zeitverzögerung die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (Vereinte Nationen, 1948) und ihr Artikel 1: »Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Solidarität begegnen.« So etwas war auch in der christlichen Antike nur im Himmel vorstellbar, während auf Erden Konkurrenz und Ausbeutung angesagt blieben.

Jesu behauptete Gottesnatur war (und ist) noch schwieriger zu beschreiben als die allgemeine Menschennatur. Denn wie sollte man aus dem einen (und noch

dazu unbekanntem) Gott eine allgemein gültige Gottesnatur erschließen? Welch ein Widerspruch! Also beschritt man konsequent den Weg der Verneinung: Sind wir als Menschen von Natur aus sterblich, muss Gott unsterblich sein; während wir uns oft ohnmächtig fühlen, muss Gott allmächtig sein usw. Diesen Denkmustern folgt die Glaubenslehre immer noch. Doch das moderne Weltbild hat sich stark in Richtung Geist und Energie verändert, so dass für einen allzu menschlich bzw. als Mechaniker oder gar Buchhalter gedachten Gott nicht mehr viel Raum bleibt. Auch die Glaubenssprache muss sich wieder mehr in Ehrfurcht üben und einiges von ihrem vermeintlichen Schulwissen als Verlust abschreiben.

Die Bibel bietet eine andere Sichtweise an. Es ist der Geist Gottes, eigentlich *die Geistin* (*ruach*: das Wort wird überwiegend weiblich gebraucht), die die Schöpfung bewirkt, und diese führt letztlich auf den Menschen zu (Gen 1f). Folglich muss es auch irgendwelche Entsprechungen zwischen Schöpfer/in und Schöpfung geben, insbesondere zwischen Gott/Göttin und Mensch. Die griechische Bibel spricht dabei vom (zweigeschlechtlichen) Menschen als *Bild* (*eikōn*) Gottes. Die EÜ machte daraus das »Abbild Gottes« (Gen 1,26f), sprach aber bei Jesus vom »Ebenbild« (2 Kor 4,4; Kol 1,15). Erst die Revision (2016) hat einheitlich auf »Bild« korrigiert, möchte aber die Gottheit Jesu bei anderen Gelegenheiten doch möglichst biblisch bestätigt finden. So in der Lesung der Weihnachtsmette: Wir warten »auf das Erscheinen der Herrlichkeit unseres großen Gottes und Retters

Christus Jesus« (Tit 2,13). Damit wird der Eindruck vermittelt, als ob Gott und Jesus ein und derselbe wäre, und nur eine Fußnote weist darauf hin, dass es auch heißen kann: »des großen Gottes und unseres Retters Christus Jesus«. Dasselbe passiert zu Beginn des 2. Petrusbriefes.

Oder andere Beispiele: Obwohl es im Text heißt: er ist *vor allen*, liest die EÜ aktuell weiterhin: »Er ist vor aller Schöpfung« (Kol 1,17), um so die Idee einer »Präexistenz« Jesu zu belegen. Sogar ein Bibelzitat kann entsprechend aufbereitet werden. So verschweigt der Katholische Weltkatechismus (Nr. 2574) das Wort ›Mensch‹ vor Christus Jesus und ersetzt es durch Auslassungszeichen: *Einer nämlich ist Gott, einer auch* »Mittler zwischen Gott und den Menschen ... Christus Jesus« (1 Tim 2,5). Müssen wir uns des *Menschen* Jesus denn schämen, sein Menschsein verschweigen? Oder hoffen wir, dass ohnehin niemand in der Bibel nachschaut?

Die Christologie des Neuen Testaments formuliert zurückhaltend und bewegt sich im Rahmen des jüdischen Glaubensbekenntnisses. Wenn Jesus uns zur Vateranrede Gottes ermutigt, erklärt er implizit alle Menschen zu Töchtern und Söhnen Gottes, macht also keine besonderen Ansprüche für sich selbst geltend. Er versteht sich spätestens seit der Taufe als *geliebter Gottessohn* (Mk 1,11; s. 5), aber auch als *Prophet* (Mk 6,4). Er bekommt noch etliche Titel »nachgereicht«: Er ist der *Heilige und Gerechte* bzw. *Anführer des Lebens* (Apg 3,14f), *Anführer und Vollender des Glaubens* (Hebr 12,2) oder der *Erstling der*

Entschlafenen (1 Kor 15,20), doch bleiben dabei immer wieder auch Andockstellen für uns offen.

Die Zwei-Naturen-Lehre versuchte alles unter einen Hut, die sogenannte hypostatische Union, zu bringen und stand freilich von Anfang an in Gefahr, das Leben Jesu mit zwei unterschiedlichen und doch nur getrennt spielbaren Registern instrumentieren zu wollen. Demnach entsprechen seine natürlichen Regungen wie Hunger, Durst usw. selbstredend der menschlichen Natur, jedoch die Wunder, vor allem die »Naturwunder« bedient er aus seiner göttlichen »Natur« heraus. Doch spätestens beim Tod Jesu legt diese Konstruktion eine Bruchlandung hin, denn die Gottesnatur (sprich: der göttliche »Logos« in Jesus) kann nicht sterben. Also war Jesus ein sterblicher Mensch wie wir oder er ist nicht Mensch geworden. Ein Drittes gibt es nicht.

Die Bibelübersetzung sieht sich vor Probleme gestellt: Soll sie es dem ursprünglichen Wortlaut oder dem späteren Dogma recht machen? Der alte Hymnus, den Paulus zitiert, sagt eingangs nicht wie die EÜ: »Er war Gott gleich«, obwohl es genauer heißen müsste: *er war in der Gestalt Gottes* (Phil 2,6), was nicht dasselbe ist. Auch wenn im Anschluss daran tatsächlich vom Gott-gleich-Sein Jesu die Rede ist, geht die Aussage in die entgegengesetzte Richtung:

Er hielt das Gott-gleich-zu-sein nicht für eine Kriegsbeute ... vielmehr entäußerte er sich selbst, nahm Knechtsgestalt an ... erniedrigte sich selbst, wurde gehorsam bis